

Zeitschrift: ZeitBild
Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut
Band: 12 (1971)
Heft: 6

Artikel: Die Memoiren von Vukmanovic-Tempo 2. Gespräche mit Chruschtschew
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1095397>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Memoiren von Vukmanovic-Tempo

Gespräche mit Chruschtschew

Aus den Memoiren von Vukmanovic-Tempo, deren Veröffentlichung auf deutsch in Buchform geplant ist, stellen wir heute noch einiges vor, was sich auf Chruschtschew bezieht, mit dem der jugoslawische Spitzenpolitiker mehrmals zusammengekommen ist. Die Gespräche der beiden eruptiven Männer, die einander erzürnten und imponierten, zeigen ebenso wie die Anmerkungen Tempos, wie heikel die sowjetisch-jugoslawischen Beziehungen auch in ihren besten Zeiten waren. Eindrücklich wird einem gleichzeitig die stalinistische Kontinuität bewusst, welche von der Sowjetführung um den unorthodoxen Parteichef herum eigentlich die ganze «Chruschtschewschina» hindurch still und beharrlich gewahrt worden war und nachher bloss wieder an die Oberfläche zu kommen brauchte. Die widersprüchliche Dynamik des Diktators unterlag schliesslich doch der Eigengesetzlichkeit des Machtapparates, mit dessen sämtlichen Hebeln er so experimentierfreudig gespielt hatte.

Stalin war 1953 gestorben, und Chruschtschew hatte 1954 die Versöhnung mit Jugoslawien durch einen Brief eingeleitet, in dem die Schuld für die Feindschaft zwischen den beiden Ländern einerseits auf den mittlerweile in Moskau hingerichteten Berija (Sicherheitschef unter Stalin) und andererseits auf den in Belgrad gesäuberten Djilas (er hatte die jugoslawischen Verhandlungen mit Stalin geführt und war nach deren Scheitern zum ideologischen Exponenten des «nationalen Kommunismus» geworden; seine kritische Einstellung auch zur jugoslawischen Führung bewirkte aber im Januar 1954 seinen Ausschluss aus dem ZK; später sollte er wegen seiner Schriften noch ins Gefängnis kommen) geschoben wurde. Stalin konnte damals noch nicht als Schuldiger vorgestellt werden, da Chruschtschew erst am 20. Parteitag der KPdSU 1956 in seiner «Geheimrede» mit ihm abrechnete.

Das waren die Voraussetzungen, als am 26. Mai 1955 die sowjetische Delegation unter Chruschtschew, Bulganin und Mikojan zur persönlichen Kontaktnahme mit der jugoslawischen Führung in Belgrad eintraf. Vukmanovic-Tempo gehörte zu den Gesprächsteilnehmern. Er berichtet: Chruschtschew redete sehr lange von der sowjetischen Einschätzung der internationalen Lage. Seine Ausführungen waren für mich insofern interessant, als ich erstmals einen Sowjetführer hörte, der nicht den Wortschatz des stalinistischen kalten Krieges brauchte; die Art, wie er internationale Probleme anpackte, bot ein Element zur Verständigung. Gleichzeitig aber war ich darüber befremdet, dass er nicht über den Konflikt mit uns sprach. Das war meiner Ansicht nach das Hauptthema unserer Verhandlung, und so wurde ich immer ungeduldiger.

Nun, endlich kam er auch dazu. Er betonte, am Konflikt seien Berija und Awakumow schuldig, weil sie Jugoslawien verleumdete hätten. Und das war alles. Kein Wort mehr. Ich fühlte mich sehr enttäuscht. Ich hatte von ihm wenigstens eine Erklärung darüber erwartet, wie es zu den Angriffen gegen unser Land und unsere Partei gekommen war; wie die Sowjets ihre Druckmassnahmen und ihre Blockade rechtfertigen wollten; wie sie eigentlich dazu kamen, eine marxistische Partei und ein sozialistisches Land als faschistisch zu bezeichnen; wie sie überzeugte Revolutionäre als Gestapo-Agenten bezeichnen und sie dann als Spione und Konterrevolutionäre liquidieren konnten...

Wie ich einen Zwischenfall mit Chruschtschew provozierte

Ich nahm an, dass Tito ihm antworten und unsere Meinung über das Wesen der Kampagne gegen unser Land klarmachen werde. Aber Tito ging darauf nicht ein. Er beschränkte sich auf eine Analyse der internationalen Lage und kommentierte Chruschtschews Erklärung über den Konflikt überhaupt nicht. Ich war darüber äusserst unzufrieden und verlangte das Wort, um das zu sagen, was wir dachten, wenn es schon sonst niemand tun wollte.

Tito spürte, was mit mir los war, und wollte mich zurückhalten: «Hör mal, Tempo, morgen ist auch ein Tag, willst du deine Rede nicht später halten?»

Aber ich beharrte auf meiner Wortmeldung: «Nein, Stari, ich will heute sprechen.» (Der Ausdruck «Stari», Alter, bedeutet keine Geringerschätzung; im Gegenteil. Die Anrede 'hat etwa den Sinn von «mon vieux» auf französisch und wurde Tito gegenüber nur von den engsten Mitarbeitern gebraucht; Anm.)

So erhielt ich das Wort und wandte mich an Chruschtschew:

«Genosse Chruschtschew, ich verstehe nicht, wie man den Konflikt zwischen unsern beiden Parteien bloss damit erklären kann, dass angeblich Berija unser Land verleumdete hat. Angenommen sogar, Berijas Behauptungen hätten gestimmt, angenommen zum Beispiel, wir hätten Bucharins Ansichten über die Entwicklung der Verhältnisse auf dem Land tatsächlich akzeptiert: Hätte das etwa die Blockade und den Druck auf unser Land gerechtfertigt? Ich stelle die Frage auch deshalb, weil es mich interessiert, wie Sie sich in Zukunft bei ähnlichen Situationen gegenüber unserm Land verhalten wollen. Wenn wir uns beispielsweise dafür entscheiden sollten, den „Bucharinischen“ Sozialismus auf dem Lande aufzubauen, werden Sie wieder zu Druck und Blockade zurückkehren oder die Sache mit uns diskutieren und es schliesslich der Praxis überlassen, welche Lösung die besten Resultate gibt?»

Schweigen. Chruschtschew schob seinen Stuhl hin und her. Ich liess mich davon nicht abhalten, weiter zu reden:

«Mir ist es nicht klar, Genosse Chruschtschew, wie es überhaupt möglich ist, dass ein einziger



Mensch, was auch immer er für eine Funktion ausübt, die ganze Partei auf offensichtlich falsche und antisozialistische Positionen bringen kann. Heute geben Sie Berija die Schuld an allem. Da frage ich mich, wer eigentlich garantiert, dass nicht wieder ein neuer Berija auftaucht. Ich weiss, dass ihr schon früher immer wieder Verantwortung und Schuld auf jene Männer geschoben habt, die das Innenministerium innehatten. Sie waren dann die Prügelknaben für die Politik, welche die gesamte Führung gemacht hatte, diese Jagoda, Jeschow, Berija. Wer also garantiert uns, dass in Zukunft nicht ein vierter Berija auftauchen wird?», wiederholte ich meine dramatische Fragestellung.

Chruschtschew war sehr aufgeregt und ganz rot im Gesicht. Wütend fiel er mir ins Wort: «Du bist ein kleinbürgerliches Element!»

Ich schickte mich zu einer hitzigen Replik an, als Tito plötzlich aufstand. Man merkte schon an seiner Haltung, dass er sehr erzürnt war. Das war der Schlusspunkt unter die Vormittagssitzung. Man kam überein, die Gespräche am Nachmittag fortzusetzen.

Ich war sehr erregt. Weniger deshalb, weil mich Chruschtschew ein kleinbürgerliches Element genannt hatte, als vielmehr deshalb, weil meine Unbeherrschtheit Titos Pläne verdorben hatte. Ungeduldig wartete ich auf den Augenblick, wo ich mich mit Tito darüber aussprechen konnte.

Tito schlichtet den Konflikt

Nachmittags ging ich zu Tito und sagte: «Ich sehe ein, mon vieux, dass ich deine Politik, ohne es zu wollen, verpfuscht habe. Bitte, entlasse mich aus der Delegation. Ich kann das verschmerzen, und es ist besser so, denn wenn mich Chruschtschew noch einmal ein kleinbürgerliches Element nennt, werde ich ihm auch antworten, geschehe, was da wolle.»

Tito lachte: «Du bleibst Mitglied der Delegation. Das ist gerade deshalb wichtig, weil du

einer von den vier Leuten bist, die man sowjetischerseits als „suspekte Marxisten“ qualifiziert hatte (die andern drei waren Djilas, Rankovic und Kidric; siehe letzte Nummer; Anm.). Denke aber gleichzeitig auch immer daran, dass uns die Zukunft wichtiger ist als die Vergangenheit. Wir müssen doch einfach alles tun, damit unsere Beziehungen so werden, dass sie eine Weiterentwicklung des Sozialismus fördern und die internationale Arbeiterbewegung auf neue Grundlagen stellen.»

Ueber diese Dinge hatte ich nicht nachgedacht, und so hörte ich aufmerksam zu. Tito fuhr fort: «Die Restaurierung jener Art von Beziehungen zwischen den sozialistischen Staaten, wie sie zur Zeit Stalins praktiziert wurden, ist durchaus auch weiterhin möglich. Dagegen gibt es keine Garantie. Vielleicht lässt sich sogar annehmen, dass die Zukunft eine solche Restaurierung bringen wird. Aber das ist hier und jetzt nicht die Frage. Für uns geht es im Moment um folgendes: Was muss man jetzt tun, damit diese stalinistischen Beziehungen auf das kleinstmögliche Mass reduziert werden? Dazu müssen wir uns der Zukunft zuwenden. Die Vergangenheit wollen wir darüber keineswegs aus den Augen verlieren, aber wir machen kein unnötiges Aufhebens davon. Allein die Tatsache, dass die sowjetischen Führer nach Belgrad gekommen sind, spricht dafür, dass sie die Fehler der Vergangenheit auszulöschen wünschen. Das genügt uns für den Augenblick. Warum sollen wir mehr verlangen, als sie geben können? Wir müssen sie unterstützen, den Weg fortzusetzen, den sie selber gewählt haben.»

Titos Realismus im Zusammenhang von heute

Diese Stelle hat heute zweifellos ihre besondere Bedeutung.

Tito begründet hier, in staatsmännisch-realistischer Weise übrigens, warum er über die Tatsachen einer noch durchaus nachwirkenden Vergangenheit sowjetischer Hegemoniepolitik hinweggehen wollte, um die Beziehungen zu Mos-

kau nicht unnötig zu belasten. Diese Zurückhaltung wird nun natürlich durch solche detaillierte Darstellung in den Tempo-Memoiren aufgehoben, weil ja die freiwilligen Tabus von damals jetzt der breiten Öffentlichkeit vorgelegt werden. Dass Tito vor der Veröffentlichung Einsicht in das Manuskript genommen hat, ist von Vukmanovic-Tempo ausdrücklich gesagt worden (siehe letzte Nummer).

Tito sieht somit die damaligen Gründe zur Ausklammerung der eigentlichen Kontroverse nicht mehr als gegeben an, und diese Gründe waren die Hoffnung auf sowjetische Besserung. Die Restalinisierung und die Wiederaufnahme der Kominform-Politik durch die Breschnew-Doktrin sind für Tito offensichtlich das Zeichen dafür geworden, dass die von ihm schon 1955 befürchtete «Restaurierung der stalinistischen Beziehungen» eine Tatsache geworden ist, die man durch Verzicht auf Kenntnisnahme nicht aus der Welt schaffen kann. Womit man in Belgrad in der Beurteilung der politischen Lage wieder einmal weiter ist als in den westlichen Hauptstädten.

Vukmanovic-Tempo schildert anschliessend die Nachmittagssitzung, die nicht so eruptiv verlief. In einer indirekten Antwort auf die harten Fragen des Vormittags wies Chruschtschew interessanterweise auf das Risiko hin, das er mit seinem Belgrader Besuch eingegangen sei, da man eine solche Haltung in der Sowjetunion nicht so leicht verstehe.

Im übrigen beschimpfte Chruschtschew niemanden mehr als «kleinbürgerliches Element», betonte aber dafür seine Zuversicht, mit Tito eine gemeinsame Sprache zu finden. In sein Vertrauensvotum schloss er den in der Sowjetunion geschulten Kardelj und den «Arbeiter» Rankovic ein, während er die übrigen Delegationsmitglieder insgesamt «Intelligenzler» nannte und dabei eine verächtliche Grimasse schnitt. Indessen bewirkte das bloss allgemeine Heiterkeit, die offenbar nur von Vukmanovic-Tempo nicht geteilt wurde, der sich nach seiner Aussage zusammennehmen musste, um nicht wieder zu explodieren.

Mikojan: Die UdSSR musste sich doch gegen eine Invasion aus Jugoslawien vorsehen!

Fraktur geredet wurde im Sommer 1955 in Moskau, wo Mikojan in Abwesenheit Chruschtschews und einiger anderer Politbüromitglieder die von Tempo angeführte jugoslawische Delegation begrüßte. Thema der Verhandlungen waren die Wirtschaftsbeziehungen, die damals zwischen den beiden Ländern erst wieder in Gang kommen mussten.

Nach einem Arbeitslunch schnitt Tempo ausge-rechnet in seinem Trinkspruch die Fragen an, die man im Rahmen des Protokolls säuberlich umging. Er begann sehr nett zu erzählen, wie man ihm von Kindheit an die Liebe zum ersten Land des Sozialismus eingepflanzt habe, und fuhr dann plaudernd fort: «Aber ihr habt mich so weit gebracht, dass ich gegen euch gleicherweise gekämpft hätte wie gegen die Deutschen.» Und immer im Rahmen seines Trinkspruches sprach Tempo weiter. Unter anderem auch über die stalinistischen Säuberungsprozesse (deren Opfer von der damaligen Sowjetführung noch nicht rehabilitiert waren) und damit über den Wahrheitsgehalt sowjetischer Beweisführung überhaupt. Die Gastgeber, unter ihnen auch Kaganowitsch und Malenkov, suchten Tempo zuerst beschwichtigend von diesen Gegenständen abzubringen und konterten dann mit Angriffen auf die jugoslawischen «revisionistischen» Theorien.

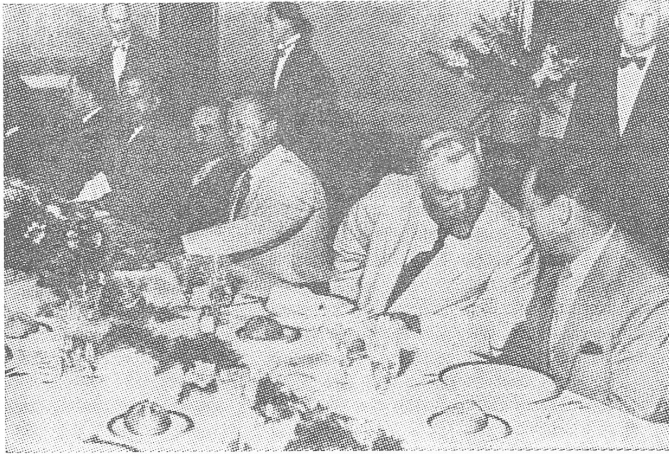
Als Tempo unter anderem die rhetorische Frage stellte, wozu die Sowjets Truppen an der jugoslawischen Grenze konzentriert hätten, antwortete Mikojan prompt: «Um uns vor euch zu schützen!» Die sowjetischen Schutzbedürfnisse haben sich seither nicht geändert.

Im Nachhinein besonders aufschlussreich erscheint das Treffen mit Chruschtschew, das Tempo 1956 anlässlich der Bestattung des polnischen Staatspräsidenten Bierut in Warschau hatte.

Zu diesem Zeitpunkt war die antistalinistische Geheimrede Chruschtschews vor dem 20. Kon-



Links: Unterzeichnung der Belgrader Deklaration von 1955 durch die Staatsoberhäupter Bulganin und Tito. Zuvor hatte es kräftige Wortwechsel zwischen Chruschtschew und Tempo gegeben, den man gross in der Mitte sieht. Oben: Nach Besichtigung des Nuklearinstituts in Vinca hält sich Tempo (ganz links, neben Chruschtschew) die Hand an die Stirn. Es blendete wohl.



Bei einem Essen in Belgrad 1955 kam Tempo (zweiter von links) neben Mikojan zu sitzen (beide waren stellvertretende Ministerpräsidenten), der ihm einige Monate später in Moskau erklären sollten, die Sowjets hätten unter Stalin ihre Truppen an der jugoslawischen Grenze deshalb konzentriert, um sich vor einer jugoslawischen Invasion zu schützen.

gress der KPdSU zwar den Führungsgremien in den kommunistisch regierten Staaten bekannt, noch nicht aber der Öffentlichkeit. Aus der Schilderung Tempos sieht man gut, welche frostige Aufnahme Chruschtschews neue Konzeption bei der alten Garde fand, deren Vorstellungen über die Verwaltung der sozialistischen Gesellschaft schliesslich wieder gesiegt haben.

Da auch Chruschtschew seine Abkehr vom Stalinismus keineswegs in einem totalen Sinne meinte, bleibt es ungewiss, in welchem Ausmass er die Beibehaltung stalinistischer Methoden auch während seiner eigenen «Chruschtschewschina» selbst wünschte. Dagegen wird immer deutlicher, dass er sich doch in einem echten Gegensatz zu einem Grossteil des Führungsgremiums befand, weil diese Leute ihre Absage an den Stalinismus überhaupt nur als Lippenbekenntnis meinten und eigentlich nie aufhörten, für eine Restaurierung der alten Machtausübung zu arbeiten. Freilich lässt es sich bei jeder Diktatur annehmen, dass hinter der äusseren Geschlossenheit der Führung Intrigen stattfinden, aber in diesem Fall scheint es doch so, dass der König andere Vorstellungen von der Monarchie hatte als sein Hofstaat.

Warschauer Begegnung mit Chruschtschew 1956: Die Entstalinisierung beginnt, und Duclos will sie nicht wahrhaben

Nebenbei wird man durch die Tempo-Memoiren auch noch daran erinnert, dass westliche Kommunisten, wie Jacques Duclos (der seinerzeit auch Hitlers Sieg über den französischen und britischen Imperialismus begrüsst hatte; eine Tatsache, über welche unsere Geschichtsschreibung hinweggeht, wenn sie nur seine Tätigkeit in der Résistance nach dem späteren Zerwürfnis der Bündnispartner Hitler und Stalin erwähnt), sich so lange gegen die Entstalinisierung stemmten, als es ihnen ohne Befehlsverweigerung möglich war.

Was die persönlichen Aspekte der Warschauer Begegnung zwischen Chruschtschew und Tempo angeht, so präsentierten sie sich vollkommen anders als zuvor in Belgrad. Chruschtschew empfand offenbar schon bei der Bestattungszereemonie ein Vergnügen daran, den sonst isolierten jugoslawischen Vertreter zum Aerger der kremltreuen Palladine demonstrativ überschwenklich zu begrüßen. Wie die Sache beim offiziellen

polnischen Empfang am Abend weiterging, erzählt Tempo so:

Da ich ausser Chruschtschew niemanden kannte, blieb ich in einer Ecke des Saales und beobachtete die Leute. Chruschtschew erblickte mich und rief mich zu sich. Er war mitten im Saal im Gespräch mit Tschu Te, Novotny, Duclos und andern. Als ich herantrat, fragte er mich: «Hast du mein Referat gelesen, das ich am 20. Parteikongress gehalten habe?» — «Ja.» — «Ich denke da an das bewusste Geheimreferat», erläuterte er. «Sicher. Gerade dieses habe ich gelesen», antwortete ich. Er lachte verschmitzt und tupfte mir mit dem Finger gegen den Bauch: «Und diese Rede hat dir doch bestimmt ganz besonders gefallen, nicht?» — «Das kann ich nicht bestreiten», sagte ich, «sie hat mir ausnehmend gut gefallen. Ich würde sogar sagen, der 20. KPdSU-Kongress hat den Weg für unsere weitere Zusammenarbeit geöffnet.»

Die übrigen Anwesenden nahmen unsern Dialog sehr kühl auf. Ihre Gesichter waren finster. Meines hingegen strahlte.

Chruschtschew wechselte das Thema. Er hatte von meinen Bemerkungen über das Kominform gehört und fragte: «Warum hast du denn Angst vor dem Kominform?»

«Ich habe doch keine Angst», wandte ich sofort ein, um mich auf jeden Fall vor überraschenden Wendungen abzusichern. Aber er fuhr fort, als ob ich nichts gesagt hätte: «Dabei brauchst du vor einer Leiche doch keine Angst zu haben.»

Ich verstand ihn nicht, und nun erklärte er es mir:

«Wir haben bereits allen Mitgliedparteien den Vorschlag unterbreitet, das Kominform aufzulösen, und es wird aufgelöst. Es hat ohnehin nichts vollbracht ausser dem einen: Jugoslawien zu verleumden und eine Kampagne gegen dieses Land zu führen.»

Diesmal äusserte sich die Missbilligung der Anwesenden vernehmlich. Duclos nahm das Wort: «Warum protestieren denn die Jugoslawen jetzt gegen das Kominform, das sie doch einmal feurig befürwortet hatten. Und gerade sie sind es gewesen, die bei der ersten Kominform-Tagung unsere und die italienische Partei angegriffen haben.»

Es ging mir in diesem Augenblick nicht darum, Djilas und Kardelj in Schutz zu nehmen, welche damals im Namen unserer Partei die französi-

sche und italienische KP tatsächlich kritisiert hatten. So schritt ich zum Gegenangriff:

«Wenn wir schon auf die Kominform-Tagungen zu sprechen kommen, dann werden wir wohl auch über die zweite und dritte reden müssen. Da ist es für Sie wohl viel besser, wenn wir über dieses Thema überhaupt nicht reden.»

Chruschtschew lachte herzlich, und Duclos schwieg. In diesem Augenblick kam Vlado Begovic (der zweite jugoslawische Vertreter bei der Trauerfeier; Anm.) mit einigen Mitgliedern der italienischen Delegation vorbei. Sie waren während des Bürgerkrieges zusammen in Spanien gewesen und hatten einander heute nach so vielen Jahren erstmals wiedergesehen. Nun wandten sie sich an Chruschtschew:

«Genosse Chruschtschew, wir möchten Sie gerne begrüßen. Wir sind alle Spanien-Kämpfer.»

Unwillkürlich entfuhr mir die ironische Bemerkung: «Jawohl, Genosse Chruschtschew, auch ich war mit ihnen in Spanien. Wir haben auf Guadalupe miteinander gekämpft.»

Chruschtschew drohte mit erhobenem Finger: «Das ist nicht wahr. Du bist nie in Spanien gewesen.» Er drehte sich zu Duclos und sagte ihm: «Jetzt hören Sie mal gut zu. Rakosi hat Tempo beschuldigt, er sei in Spanien von der Gestapo als Agent angeworben worden. Dabei war er überhaupt nie in Spanien.» Und er schloss in einem sehr harten Ton: «So haben sie ausgesehen, diese Monsterprozesse!»

Die Anwesenden reagierten mit eiskaltem Schweigen. Vermutlich deshalb, weil sie bei ähnlichen Prozessen selber mitbeteiligt gewesen waren.

Als das Essen beginnen sollte, steuerte ich einen kleinen Tisch in einer Saalecke an, aber Chruschtschew rief mich zur Haupttafel. So kam ich in die Gesellschaft jener, die auf dem Gipfel waren.

Chruschtschew entwickelt maotistische Ideen über die Volksarmee

Zwei Tage darnach hatte Vukmanovic-Tempo ein vierstündiges Gespräch mit Chruschtschew unter vier Augen. Um das Zustandekommen hatte es ein Vorgeplänkel gegeben, weil sich Tempo vorgeladen fühlte und zunächst absagte, aber zwischen dem jugoslawischen und dem sowjetischen Botschafter wurde die Formulierung der Einladung bereinigt.

Chruschtschew entwickelte beim Mittagessen seine Gedanken über die Entwicklung der Sowjetgesellschaft. Unter Stalin habe man die Ideen von Marx und Lenin vergessen. Die Forderung «Alle Macht den Sowjets» sei zur Macht der Zentrale umgedeutet worden, und die heutigen Räte hätten mit den Sowjets der Bauern- und Soldatendeputierten nichts mehr gemein. Es gelte, die Macht den werktätigen Massen anzunähern.

Im übrigen meinte Chruschtschew unter Hinweis auf das atomare Gleichgewicht, man brauche von der Armee eigentlich nur die Raketen-einheiten zu behalten, was zur Verhinderung eines feindlichen Angriffes genüge. Alle übrigen Einheiten liessen sich in territoriale Einheiten des bewaffneten Volkes umwandeln, denn das sei eigentlich Lenins Vision der Armee gewesen. Abgesehen davon, dass Chruschtschew einige

Monate später sehr wohl das Bedürfnis nach regulären Panzerverbänden zur «Behandlung» Ungarns empfand, wird man heute bei der Konzeption der Armee als bewaffnetes Volk im kommunistischen Kontext (sonst wäre ja auch die Schweiz noch da) schon eher an Mao Tse-tung erinnert, aber Affinitäten ergeben sich nun einmal häufig dort, wo man sie just nicht vermutet. Vukamovic-Tempo dachte während dieser visionären Ausführungen jedenfalls an die voraus-sichtliche Reaktion der Generalität, wenn ihr zugemutet werden sollte, auf die Armeestrukturen samt den eigenen materiellen und gesellschaftlichen Positionen zu verzichten. Ueberhaupt schien ihm unklar, mit wem Chruschtschew diese Revolution — denn um eine solche, und nicht um eine Reform handelte es sich nach seinem Empfinden — durchführen wollte. Es zeigte sich, dass auch Chruschtschew der Grenzen halbwegs bewusst war. Tempo:

Ich bewundere seine Gedanken, zweifelte aber an der Möglichkeit, sie alle zu verwirklichen. Insbesondere dann, wenn ich an die Zusammensetzung der sowjetischen Führung dachte, die ja auch am 20. Parteikongress bestätigt worden war. Deshalb erzählte ich ihm den Inhalt des Gespräches, das ich im vergangenen Herbst mit mehr als der Hälfte des KPdSU-Politbüros geführt hatte. Ich teilte ihm auch meine Eindrücke davon mit. Er war in grossen Zügen darüber schon informiert. Jedenfalls verhehlte er nicht, dass es innerhalb der Führung zu Meinungsverschiedenheiten komme.

«Zurzeit bin ich immer noch in der Minderheit mit meinen Ansichten», gab er offen zu. «Ich bin nicht in der Lage, meine Pläne durchzuführen. Aber das wird sich noch ändern!»

Ich hatte den Eindruck, vor mir einen Menschen mit starkem Willen zu haben, einen Revolutionär, der bereit war, das Werk Stalins abzubauen, um zu Lenin zurückzukehren. Damit hatte er meine Sympathie und Hilfsbereitschaft gewonnen. Wir trennten uns als grosse Freunde.

Moskau 1960: Sowjetisches Lächlein hebt sowjetisches Vertragsbrüchlein auf

Die Freundschaft hinderte nicht, dass Chruschtschew vier Jahre später Vukmanovic-Tempo (allerdings diesmal im Beisein anderer hoher Sowjetfunktionäre im Kreml) etliche unangenehme Dinge an den Kopf warf, unter anderem die Beschuldigung, Jugoslawien spionierte gegen die Sowjetunion. Tempo bedauerte bei dieser Gelegenheit, dass man «Spionage» nenne, was eigentlich unter sozialistischen Ländern Gegenstand des Informationsaustausches sein sollte.

Später in Belgrad kam übrigens Tempo auf die Sache zurück. Er liess sich vom Sicherheitsdienst bestätigen, dass die sowjetische Botschaft in Belgrad nachrichtendienstlich tätig war, und gab diese Information nachträglich an Chruschtschew weiter — durch den sowjetischen Botschafter!

Das war beileibe nicht die einzige stürmische Auseinandersetzung in jenem sechsstündigen Gespräch (in dessen Verlauf Chruschtschew übrigens auch meinte, Jugoslawien solle sich bloss keine Hoffnungen auf einen sowjetischen Bruch mit China machen, denn die Beziehungen zu Peking seien gut), aber es endete trotzdem in einer sehr herzlichen Atmosphäre.

Als die grösste Spannung mit der schlichten Feststellung eines frischen sowjetischen Vertragsbru-

Doch ein neuer Ton

(Fortsetzung von Seite 1)

«Glos Szeccinski» (14. Januar) spricht etwa von der «grossen Sorge (in den Parteigrundorganisationen) um die Wiederherstellung des Vertrauens in die Partei». Ueber eine Versammlung der Parteimitglieder in der städtischen Reparatur- und Bauunternehmung Szeccin schreibt die Zeitung:

«Die Erklärungen, die von den neuen Vertretern der Parteiführung abgegeben wurden — so sagten die Redner —, scheinen den echten Wunsch auszudrücken, vergangene Fehler gutzumachen, das Vertrauen der werktätigen Bevölkerung in Partei und Staatsverwaltung wiederherzustellen. So weit haben wir diese Worte für bare Münze genommen. Wir werden die gegenwärtige Politik mit unsern Taten und unserer ehrlichen Arbeit unterstützen, aber dafür wollen wir jene Dinge erhalten, die jeder Mensch zum Leben braucht.»

So also sprechen schon die Mitglieder. Aus der gleichen Versammlung werden übrigens ein paar dieser Dinge genannt, zum Beispiel Wohnraum. Man erfährt aus der gleichen Versammlung, dass Bauarbeiter «mit grossen Familien» neun bis zwölf Quadratmeter zur Verfügung haben. Durch solche Berichte werden auch allgemeine Ausdrücke, wie «unbefriedigende Verhältnisse», konkreter dargelegt. Der Zeitung «Glos Pracy» (Warschau, 3. März) liess sich etwa zum gleichen Thema entnehmen, dass die Lehrer in Ortschaften unter 2000 Einwohnern meistens keine Wohnungen mit Heizungen und funktionierenden sanitären Installationen haben; häufig fehlt ihnen sogar ein Ofen und manchmal die Küche.

Relevante Fragen stellte «Glos Szeccinski am 19. Januar in einem Redaktionsartikel vor:

«An einer der jüngsten Versammlungen in den Warski-Werften sagte ein gewisser Arbeiter, ein altes Parteimitglied, unter anderem: „Wie war es möglich, dass es zu einem solchen Konflikt zwischen der Volksmacht und der Arbeiterklasse gekommen ist? Warum wurden wir Arbeiter, und unter uns Parteimitglieder, zum Streik gezwungen? Während all der vergangenen Jahre haben wir jeden Ruf der Partei befolgt, weil wir glaubten, die Entscheidungen der Parteiführung seien gerecht und durch unser Interesse motiviert. Wir glaubten das sogar dann, als das Klima, welches allmählich die Partei durchdrang, einen aufrichtigen Meinungsaustausch nicht länger möglich machte...“

Die Leute, die mit berechtigter Bitterkeit so sprechen, sind die Aktivisten der Grundorganisation. Sie haben volles Recht auf Bitterkeit. Wenn man sie mit bestimmten Aufgaben betraute, ohne dass sie sich wegen der Parteidisziplin dazu äussern durften, führte ihr Gehorsam nur dazu, die

Entfremdung zwischen Partei und Gemeinschaft zu verstärken. Gleichzeitig stärkte ihr Gehorsam die Bürokratie und den Formalismus... in den Parteiorganisationen, die lediglich, wie ein anderer Redner betonte, die Beschlüsse von oben weiterzuleiten hatten. Unter solchen Bedingungen gab es ganz einfach keine Möglichkeit zu einem Dialog zwischen den Grundorganisationen und den gewöhnlichen Parteimitgliedern, von den Nichtmitgliedern der Gemeinschaft ganz zu schweigen...»

Unter den Beispielen für die herrschende Praxis wird ganz offen erwähnt, dass die Delegierten zum Parteikongress von oben bestimmt und sogar dann «gewählt» wurden, wenn die zuständigen regionalen Konferenzen sie abgelehnt hatten.

... und die Inexistenz der Gewerkschaften

Es gehört zu den «sattsam bekannten Vorurteilen unverbesserlicher Antikommunisten», dass die Gewerkschaften in kommunistischen Ländern keineswegs die Interessen der Arbeitnehmer, sondern die Interessen der Arbeitgeber vertreten. Wobei das formelle Eigentum der Arbeiter an den Produktionsmitteln keine Rolle spielt, weil sie darüber nicht verfügen können.

Nun erfahren wir durch die kommunistische Presse Polens, dass die dortigen Arbeiter diese «Vorurteile» auch haben. Unumwunden schreibt «Polityka», Warschau (30. Januar):

«In den Augen der Werktätigen beschränkt sich die Tätigkeit der Gewerkschaftsräte auf die Verwaltung von „Objekten des Staatseigentums“ und bezieht sich auf nichts anderes. Falls ein Gewerkschaftsrat ein Programm zur Besserung der Arbeits- und Lebensbedingungen der Werktätigen ausarbeitet und dazu Wünsche an die Betriebsführung leitet, so unternimmt die Gewerkschaft diese Schritte immer in Uebereinstimmung mit der Auffassung der Betriebsleitung und der Parteioorganisationen. Aber sogar dann hat die Gewerkschaft kaum die Möglichkeit, ihre Forderungen durchzusetzen, da sie einfach zu schwach dazu ist. Wenn man die Arbeitsprogramme von Betriebsleitung, Parteioorganisation, Gewerkschaft und Arbeiterrat miteinander vergleicht, so sieht man, dass sie beinahe Wort für Wort identisch sind. Unterschiede gibt es nur in Nuancen und Akzenten. Die Folge davon ist, dass die Belegschaft die Grenzen der Kompetenz von Gewerkschaft und Betriebsleitung nicht sieht.»

Die Zeitung warnt im übrigen davor, dass die Gewerkschaften nur die unmittelbaren Belegschaftsinteressen sehen sollten, und weist in diesem Zusammenhang interessanterweise auf die

(Fortsetzung auf Seite 6)

ches bezüglich eines Wirtschaftsabkommens erreicht war, placierte Chruschtschew einen Scherz auf Kosten des anwesenden Mikojan (damals erster stellvertretender Ministerpräsident), indem er sagte, wer mit einem so unsoliden Partner wie Mikojan ein Abkommen vereinbare, sei schliesslich selber schuld, wenn die Sache schiefgehe. Eigentlich eine erstaunlich richtige und übertragbare Anmerkung zum Wert von Vereinbarungen mit sowjetischen Partnern, aber sie

bewirkte jedenfalls dort und dann die Herstellung fröhlicher Freundschaftlichkeit, zu der Tempo seinerseits einen jugoslawischen Witz mit antisowjetischer Schlagseite beisteuerte, der Chruschtschew sehr zum Lachen brachte.

Unter diesem Eindruck kehrte Tempo voll Optimismus nach Belgrad zurück. Er merkt an, dass die jugoslawischen Kollegen seinen Optimismus nicht teilen und recht behielten. ■